

ARBEITEN DES SEMINARS FÜR ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT
DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

Nr. 10

PARASITÄRE TÖNE, PARTIKELN UND PALAVER -
WAS LEISTET DIE ERFORSCHUNG DER SPRACHEN SCHWARZAFRIKAS
FÜR DIE ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT?

Thomas Bearth

1989

Herausgeber der Reihe:

Prof. Dr. Meinrad Scheller
Seminar für Allgemeine
Sprachwissenschaft
der Universität Zürich
Plattenstrasse 54
CH-8032 Z ü r i c h

(c) Copyright bei den Autoren

PARASITÄRE TÖNE, PARTIKELN UND PALAVER -
 WAS LEISTET DIE ERFORSCHUNG DER SPRACHEN SCHWARZAFRIKAS
 FÜR DIE ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT?'

"Sie sprechen im Infinitiv, wie es in gewissen Neger-
 sprachen üblich ist." Mit diesem Ausspruch pflegte mein
 Französischlehrer an dem Gymnasium, das ich besuchte, un-
 sere Konjugationsfehler zu quittieren. Eine zufällige Be-
 gegnung in späteren Jahren bot mir Gelegenheit, die "gewis-
 sen Negersprachen" zu rehabilitieren. "Es hat mich zwei
 Jahre intensive Forschungsarbeit gekostet", konnte ich mei-
 nem früheren Lehrer sagen, "um den Geheimnissen Ihres Infi-
 nitivs in einer einzigen der weit über 1000 Sprachen Afri-
 kas auf die Spur zu kommen."

Mit dieser kleinen Schulanekdote ist ein Missverständnis
 angetönt, das die Geschichte der Erforschung afrikanischer
 Sprachen von den Anfängen bis heute überschattet. Als
 Sigismund Koelle um die Mitte des letzten Jahrhunderts in
 Freetown mit der Hilfe befreiter Sklaven ein synoptisches
 Vokabular aus über 100 vorwiegend westafrikanischen Spra-
 chen zusammenstellt und unter dem Titel *Polyglotta africana*
 veröffentlicht, rückt ein Kontinent ins Blickfeld der all-
 gemeinen Sprachwissenschaft, der noch zwei Jahrzehnte davor
 dem Universalsprachgelehrten Wilhelm von Humboldt als *terra*
incognita - unerforschtes Gebiet - galt. Koelles *Polyglotta*
africana fand in der europäischen Fachwelt grosse Beach-

1 Antrittsvorlesung der Philosophischen Fakultät I der Uni-
 versität Zürich, gehalten am 23. Januar 1989.

tung. Einer ihrer namhaftesten Vertreter, der Sprachpsychologe Heymann Steinthal, liess sich davon zu einer Abhandlung mit dem Titel *Die Mande-Neger-Sprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet* anregen und kam darin zum Schluss, dass diese Sprachen "mit unseren höher organisierten indoeuropäischen Sprachen rücksichtlich des inneren Baus zu vergleichen so wenig möglich ist, als es angeht, ein Insekt mit einem Säugetier zu vergleichen..."².

In den Sprachen Westafrikas, zu denen die Mande-Sprachengruppe gehört, herrscht der sogenannte isolierende Satzbau vor, wie ihn im übrigen, um nur ein Beispiel aus Ostasien zu nennen, auch das Chinesische kennt. Die Sätze bestehen in solchen Sprachen zur Hauptsache aus unveränderlichen, dazu häufig noch einsilbigen Wortstämmen. Der isolierende Satzbau galt in der evolutionistischen Sicht des 19. Jahrhunderts als Hauptmerkmal der ältesten und primitivsten Stufe der Sprachentwicklung. Dagegen standen die Bantusprachen des östlichen und südlichen Afrika mit ihren extensiv agglutinierenden Strukturen und reich differenzierten Nominalklassensystemen dem von europäischen Vorbildern inspirierten Ideal einer Kultursprache um eine ganze Entwicklungsstufe näher. Wenn man allerdings das Merkmal des grammatischen Geschlechtes und die Verschmelzung grammatischer und lexikalischer Kategorien in den Flexionsparadigmen der Deklination und der Konjugation als Höchstform der Sprachentwicklung ansah, mussten jene Sudansprachen, wie der Sammelbegriff für die Sprachen des Sahelgürtels und

² Zitiert nach H. Jungraithmayr & W.J.G. Möhlig (1983), S. 229.

der Guineaküste lautete, in der Tat als armselige Vorstufen einer vollwertigen menschlichen Sprache erscheinen. Und wenn man zudem, wie es damals fast ohne Widerspruch geschah, die von europäischen Gelehrtschreibtischen aus proklamierte Hierarchie der Sprachentwicklungsstufen auch als repräsentativ für die geistig-kulturelle Entwicklungsstufe der Sprecher ansah, hatte man damit gleichzeitig in objektiv-wissenschaftlichem Gewand die Rechtfertigung der kulturellen und erzieherischen Bevormundung afrikanischer Völker mitgeliefert.

Die Hypothese einer Entwicklung von dem angeblich primitiven Sprachtyp der Sudansprachen zu dem höher entwickelten der Bantusprachen ist inzwischen von der vergleichenden Afrikanistik widerlegt; die tatsächliche Entwicklung verlief in umgekehrter Richtung.³ Ob damit auch die jener Entwicklungsphilosophie entstammenden Vorstellungen von Schwarzafrika und seinen Sprachen überwunden sind, ist eine andere Frage. Man ist versucht, an jenen Mann zu denken, der auf dem Mond ein Insekt beobachtete, bis sich herausstellte, dass das Ungeziefer im Fernrohr sass. Die Gefahr, die eigenen Denkvoraussetzungen für Ergebnisse der Forschung zu halten, ist ein methodisches Grundproblem der Wissenschaft nicht nur jener, sondern auch unserer Zeit.

Wozu ich Sie nun einladen möchte, meine Damen und Herren, ist nicht, um im Bild zu bleiben, eine Jagd auf Insekten - das könnte mit einem *Dictionnaire des idées reçues* zur Afrikanistik auf reizvolle Weise geschehen; auch nicht

³ Man vergleiche dazu H. Jungraithmayr (1987).

nur dazu, eine Optik zu gewinnen, die, so hoffe ich allerdings, dem Gegenstand in faktischer Hinsicht angemessener ist als die Steinthals und meines Französischlehrers. Was ich Ihnen zumuten möchte, ist ein kontinentübergreifender Standortwechsel des Fernrohrs, d.h. unseres wissenschaftlichen Instrumentariums - indem wir die Frage einmal anders stellen: Wie präsentiert sich menschliche Sprache und ihre Funktionsweise aus einer Sicht, die sich primär nicht an den uns vertrauten Gegebenheiten, sondern an den Gegebenheiten afrikanischer Sprachen orientiert? Ich will das auf dreifache Weise zu tun versuchen:

- erstens, im Bereich der Lautstruktur, anhand der melodischen Eigenschaften westafrikanischer Sprachen,

- zweitens, im Bereich der grammatischen Typologie, anhand der Anatomie einer Äusserung aus dem Ween der Elfenbeinküste, einer jener "insektenhaften" Mande-Sprachen;

- drittens, im Hinblick auf die Kultur der Oralität mit einem Hinweis auf eine *terra incognita* der modernen Diskursforschung.

Ich hoffe, dass die bei dieser Beschränkung unvermeidliche Einseitigkeit des Bildes, das ich skizzieren werde, durch die dank dieser Beschränkung mögliche Konkretheit der Beobachtungen wettgemacht werden wird.

Die meisten Sprachen Schwarzafrikas sind sogenannte Tonsprachen. Bedeutende Ausnahmen sind das Swahili in Ostafrika, die kuschitischen Sprachen im Nordosten des Kontinents und das im Sahelgebiet verbreitete Ful. Doch was ist unter einer Tonsprache zu verstehen?

Jede Sprache enthält in ihrer gesprochenen Form neben einer segmentalen Komponente, die in dem uns vertrauten Schriftbild als Folge von Vokalen und Konsonanten erscheint, auch eine tonale oder melodische Komponente. Diese ergibt sich aus der von den Schwingungen der Stimmbänder abhängigen sogenannten Grundfrequenz der Stimme des Sprechers. In diesem Sinne wären alle Sprachen, auch das Deutsche, als "Tonsprachen" zu bezeichnen. Tonsprachen im engeren Sinn unterscheiden sich von Nichttonsprachen nicht, wie man zuweilen meint, durch eine auffallend singende Sprechweise, sondern durch eine andersartige Verwendung der melodischen Komponente.

In Nichttonsprachen, wie im allgemeinen in den uns vertrauten europäischen Sprachen, erfüllt die Satzmelodie vorwiegend pragmatische Funktionen, die sich auf die ganze Äusserung beziehen. Sie dient z.B. zur Kennzeichnung der Frage im Gegensatz zur Aussage, zur Beigabe emotionaler oder wertender Untertöne oder zur Hervorhebung eines Satzteils.

Eine Tonsprache im Sinne der Definition dagegen verwendet neben den Konsonanten und Vokalen Tonhöhenunterschiede, um Wörter nach Form und Inhalt zu differenzieren. Die Töne sind somit, wie die Konsonanten und Vokale, sogenannte Phoneme, kleinste bedeutungsunterscheidende Lauteinheiten. Vielfach dienen sie auch dazu, um grammatische Kategorien - z.B. die Zeiten des Verbs - auszudrücken.

		<u>A</u>	<u>B</u>	<u>C</u>	
	wo	kpáá	kpaá	kpā	
	"sie"	"liegen, sich hinlegen"	"kochen"	"sich weigern"	
<u>1</u>	wo (.)	kpaá	kpaá	kpā	"Sie liegen" usw. (HABITUAL)
<u>2</u>	wo (.)	kpaạ́	kpaạ́	kpạ̄	"Sie lagen" usw. (ERZÄHLEND)
<u>3</u>	wòò (:)	kpáá	kpaá	kpa	"Sie legen sich jetzt gleich" usw. (UNMITTELB. FUTUR)
<u>4</u>	wo (.)	kpááà	kpaáà	kpāà	"Sie werden sich legen" usw. (FUTUR)
<u>5</u>	wó (ː)	kpaạ́	kpaạ́	kpạ̄	"Als sie sich legten" usw.
<u>6</u>	wò (:)	kpàạ̀	kpàạ̀	kpạ̀	"Wenn sie sich legen" usw.
<u>7</u>	wó (ː)	kpàà ...	kpàà ...	kpạ̣̀ ...	"Sie legten sich + Fokus" usw.
<u>8</u>	wòò (ː)	kpáá	kpaá	kpa	"Sie legten sich nicht" usw.
usw.					

Tabelle 1: TONFLEXION IM WEEN - AUSSCHNITT

Hochton: Hoher Mittelton: ː Tiefer Mittelton: unbezeichnet Tiefton:

Im nebenstehenden Ausschnitt aus der tonalen Konjugation der Ween-Sprache (Tabelle 1) sind auf der obersten Zeile die Grundformen von drei Verben aufgeführt, die sich nur durch ihre Tonhöhe unterscheiden.

kpáá "liegen, sich hinlegen", in Kolonne A, ist durch das Akutzeichen als hochtonig gekennzeichnet.

kpaá "kochen", in Kolonne B, trägt den tiefen Mittelton, der unbezeichnet ist.

kpā "sich weigern", in Kolonne C, hat den hohen Mittelton, der mit einem Bindestrich über dem Vokal bezeichnet ist. *kpā* ist zwar in der Grundform kurz, erscheint aber in den Konjugationsformen der Zeilen 2 und 4 bis 7 wie die anderen Verben gelängt.

Die verschiedenen Zeitformen werden durch den Wechsel der Tonmuster ausgedrückt. Z.B. ist *kpaá*, in Zeile 1 von Kolonne A, habituales Präsens von "liegen"; *kpaá̄*, in Zeile 2, mit einem angehängten Ton (ich komme darauf zurück) erzählende Vergangenheit, *kpááá*, in Zeile 3, ein unmittelbar bevorstehendes Futur, *kpáááá* - in Zeile 4 - ein entfernteres Futur. Es gilt die allgemeine Regel, dass der Ersatzton einer Verbform nie höher ist als der Grundton desselben Verbs. Daraus ergeben sich in einigen Fällen, z.B. bei "liegen" und "kochen" in den Zeilen 1 und 2, homophone, d.h. gleichlautende Konjugationsformen sonst tonal unterschiedener Verben.

Stellen wir, in der Kolonne ganz links, dem Verb ein Subjekt voran, das Pronomen der dritten Mehrzahl: *wo* "sie".

Wir erhalten so einen minimalen Satz. Das Tonmuster des Subjekts verändert sich ebenfalls. Aus der durch einige Selektionsregeln eingeschränkten Multiplikation der beiden Tonparadigmen ergibt sich eine grosse Zahl von nicht bedeutungsgleichen Sätzen, die sich nur durch die Melodie voneinander unterscheiden: z.B. in Kolonne A, Linie 2, wo *kpaā*. "Sie legten sich" und Linie 5, *wó kpaā*. "Als sie sich legten..." usw. Eine einspaltige Auflistung aller mit den Silben *wo* und *kpaa* möglichen Sätze würde etwa vier Schreibmaschinenseiten füllen.

Ein derartiger Befund ist für afrikanische Tonsprachen vielleicht in quantitativer, nicht aber in prinzipieller Hinsicht ungewöhnlich. Stellen Sie sich jetzt unser Sprachbeispiel, das ja nur einen Ausschnitt aus dem Ganzen darstellt, ohne irgendwelche Tonzeichen und Töne vor. Es bleibt dann, wenn man von gelegentlichen Längenunterschieden absieht, anstelle von über achtzig verschiedenen nicht-homophonen Formen noch eine einzige! Diese dürfte man dann, nachdem man das *Ween* auf die ganz mit den Buchstaben der lateinischen Schrift erfassbare Normalgrösse eines Gegenstandes der europäischen Philologie reduziert hätte, auch ohne weitere Gefahr in Anlehnung an die lateinische Grammatik als *Infinitiv* bezeichnen.

Leider gehört ein dergestalt verzerrtes Bild afrikanischer Sprachwirklichkeit ebensowenig wie die tatsächliche Fülle tonaler Unterschiede ins Reich der *science fiction*. Allzuoft wurden die Buchstaben des lateinischen Alphabets zum A und O der Sprachbeschreibung in Afrika gemacht. Die

unreflektierte Übertragung der in der älteren sprachwissenschaftlichen Tradition Europas wurzelnden einseitigen Privilegierung des Segmentalen wirkt sich bis heute auf unsere Kenntnis vieler afrikanischer Sprachen als schwere Hypothek aus.

So beklagt der amerikanische Afrikalinguist William Welmers⁴ im Jahr 1973 die Tatsache, dass in über 50% der von ihm konsultierten Grammatiken afrikanischer Tonsprachen die Töne nicht einmal erwähnt und in vielen anderen als Nebensache oder exotische Zutat behandelt werden. Mit den praktischen Folgen dieser Amputation haben die einheimischen Benutzer afrikanischer Orthographien, die auf diesen Grammatiken basieren, bis heute zu kämpfen.

Damit ist aber glücklicherweise nur die halbe Wahrheit gesagt. Als positives Gegenstück wäre etwa das Yoruba zu nennen. Das Yoruba ist eine der Unterrichtssprachen Nigerias und die Sprache einer blühenden Literatur, die als Fach an mehreren Universitäten durch Lehrstühle vertreten ist. Seine heutige Stellung verdankt das Yoruba zum grossen Teil seinem "Wulfila", Samuel Crowther, der, selbst ein Yoruba, ehemaliger Sklave, später anglikanischer Bischof und Übersetzer der Bibel, um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Schreibung der Töne in die heute noch geltende Standard-Orthographie einführte. Die Praxis hatte ihn gelehrt, dass man darauf nur verzichten konnte, wenn die Leser den Inhalt eines Textes schon vor der Lektüre auswendig wussten.

⁴ Wm. E. Welmers (1973), S. 77.

Kehren wir für einen Augenblick zu unserem *Ween*-Beispiel (Tabelle 1, Seite 6) zurück. Die eingerahmten, an die Wörter angehängten Akzentzeichen über einem Punkt bezeichnen sogenannte freie Töne. Der Vergleich mit verwandten Sprachen lässt den Schluss zu, dass es sich ursprünglich um Partikeln, kleine, meist einsilbige Wörter, handelte, von denen aber im heutigen *Ween* nur noch der Ton übriggeblieben ist. Natürlich kann dieser freie Ton nicht sozusagen im leeren Raum stehen und wird deshalb an den Endvokal des vorangehenden Wortes angehängt, wobei dieser ein wenig verlängert wird. So wird z.B. (Zeile 6) die "wenn-Form" aller Verben mit einem an den tieftonigen Stamm angehängten freien Mittelton gebildet: *wò kpààː* "Wenn sie liegen..." Im gesprochenen *Ween* kann ein einziges Wort, zusätzlich zu seinem lexikalischen Tonmuster, bis zu drei freie Töne auf einmal an sich binden, von denen jeder eine andere grammatische Bedeutung hat.

Dem Phänomen der freien Töne liegt das Prinzip der Tonerhaltung zugrunde: Vokale, oder ganze Silben, werden eliminiert, verschwinden, die dazugehörigen Töne bleiben erhalten. Das Prinzip der Tonerhaltung hat als erster Johann Gottlieb Christaller im Jahr 1893 in einer Abhandlung über *Die Töne der Negersprachen und ihre Bezeichnung* formuliert. Die kleine Schrift liegt praktisch unbeachtet neben Christallers fundamentalen Arbeiten über die Akan-Sprachen des heutigen Ghana in den Archiven des Basler Missionshauses, wo seine afrikanistische Laufbahn 40 Jahre zuvor begonnen

hatte. Sie liest sich indessen wie eine Programmschrift der neuesten Tonologie.

Christaller hat darin als erster auch die dynamischen Eigenschaften beschrieben, die für viele afrikanische Tonsprachen charakteristisch sind. Am Beispiel von zwei Akan-sprachen, dem Twi und dem Ga, zeigt er, dass die Bestimmung der Tonhöhenkala einer Sprache und der Basis-Tonhöhen jedes einzelnen Wortes nur der erste Schritt zur analytischen und praktischen Beherrschung der Töne ist. Nicht weniger wichtig ist es, die Regeln zu untersuchen, nach denen sich die Töne im Satzzusammenhang verändern, gegenseitig beeinflussen oder gar ersetzen.

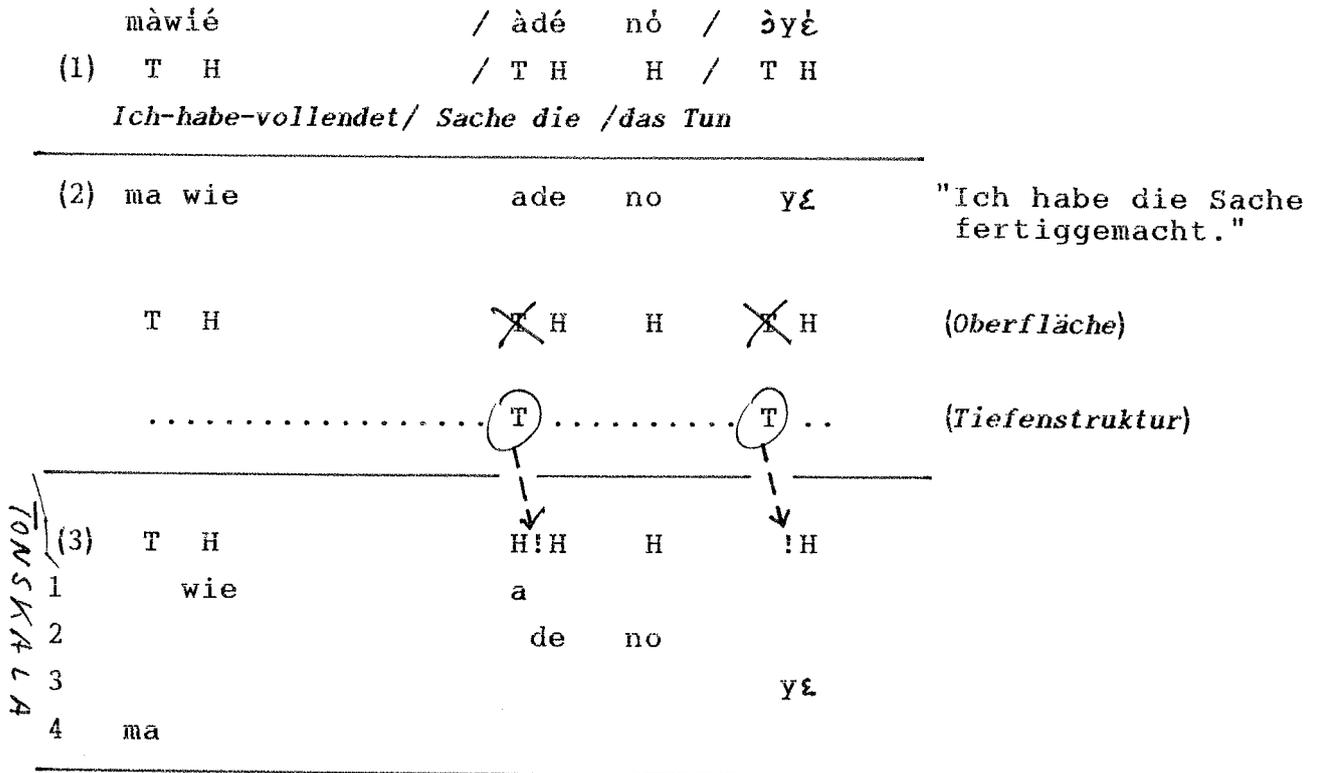
Ein leicht durchschaubares Beispiel für diese Dynamik liefern die sogenannten terrassierenden Tonsprachen, zu denen u.a. das mit den semitischen Sprachen urverwandte *Hausa* gehört. Die Folge der hohen und tiefen Worttöne (mit H und T abgekürzt) wird in Aussagesätzen von einer stufenweise absteigenden Satzintonation überlagert. Dadurch verteilen sich die Töne des Beispielsatzes *Balá da Shéhu zá su zó* "Bala und Shehu werden kommen" (nach L. Hyman 1975) auf eine Skala von sechs Tonhöhenstufen, wie Sie aus der schematischen Darstellung darunter ersehen, und zwar so, dass jeder auf einen Tiefton folgende Hochton eine Stufe tiefer als der letzte vorangegangene Hochton ist, und jeder auf einen Hochton folgende Tiefton eine Stufe tiefer ist als der letzte vorangegangene Tiefton:

Bala	da	Shehu	za	su	zo	"Bala und Shehu (sie) werden kommen."
T H	T	H T	H	T	H	

TONS H ALA	1	la				
	2		She			
	3	Ba		za		
	4		da			zo
	5			hu		
	6				su	

Ein Hochton ist zwar stets höher als der letzte vorangehende Tiefton, aber ein Hochton am Schluss der Äusserung kann tiefer sein als ein Tiefton am Anfang derselben Äusserung. zó, der letzte Hochton in unserem Hausa-Beispiel, ist auf Stufe 4, eine Stufe tiefer als die tieftonige Anfangsilbe des Namens Bálá.

Nun sind zwar auch Töne dem Gesetz von Werden und Vergehen unterworfen und können in gewissen Fällen schwinden. Das eigentliche Paradox der afrikanischen Tonforschung besteht darin, dass dessen ungeachtet das Prinzip der Tonerhaltung wirksam bleibt. Töne überleben gewissermassen ihren eigenen Untergang. Wie das zugeht, zeigt Ihnen ein Beispiel aus dem Akan, das ich der erwähnten Schrift Christallers entnehme:



Den Ausgangspunkt - Abschnitt (1) im Beispiel - bilden drei Ausdrücke mit identischen Tonmustern, nämlich Tief-Hoch: *màwíé* "Ich-habe-vollendet", *àdé nó* "die Sache", wörtlich "Sache diese", *ðyé* "das Tun". In der Verkettung ergeben diese drei Ausdrücke den Satz "Ich-habe-vollendet diese Sache zu-tun = Ich habe die Sache fertiggemacht".

Was geschieht nun aber bei der Verkettung mit den Tönen? Das zeigt Abschnitt (2): Der Hochton von *wíé* dehnt sich auf die Anfangssilbe des folgenden *adé* aus und verdrängt deren Tiefton. Der tieftonige Anlautvokal von *ðyé* fällt aus. Beide Tieftöne verschwinden, aber ihre terrassierende Wirkung auf die nachfolgenden Hochtöne bleibt erhalten. Diese sind, wie aus der schematischen Darstellung in Abschnitt (3) zu sehen ist, jeweils um eine Stufe tiefer als der in diesem Fall unmittelbar vorangehende Hochton:

ma' wie' a' de² no² yε ³. Das Ausrufezeichen markiert die Stelle im Satz, an der diese Abstufung, *Downstep* genannt, eintritt.

Ich kann hier nur andeuten, warum der *Downstep* zum Testfall für die herkömmlichen Beschreibungsverfahren der Linguistik geworden ist. Das *Downstep*-Muster konkurriert mit dem ebenen H-H-Muster und dem stark absteigenden H-T-Muster als Ausdrucksmittel der Bedeutungsunterscheidung in Wort und Satz. Trotzdem lässt sich aber der *Downstep* nicht als Phonem im herkömmlichen Sinn, zum Beispiel als dritter Ton, definieren. Zu einer befriedigenden Deutung des Phänomens gelangt man erst, wenn man von der theoretischen Annahme ausgeht, dass der Tonsprachensprecher - in seinem Sprachunterbewusstsein gewissermaßen - mit einer tonalen Tiefenstruktur operiert, die die tatsächlich realisierte Melodie zwar steuert, aber nicht mit ihr identisch ist. Die beiden von der Oberfläche verschwundenen Tieftöne - im Abschnitt 2 unseres Beispiels eingekreist - bleiben in der Tiefenstruktur erhalten und verursachen die Turbulenzen in der Oberflächenstruktur.

Mit der Annahme einer tonalen Tiefenstruktur löst sich das Paradox: Die Töne der Oberfläche ändern sich, nicht obwohl, sondern gerade weil die Töne in der Tiefenstruktur erhalten bleiben. Das parasitäre Verhalten solcher "Phantomtöne" äussert sich häufig darin, dass sie nicht nur die Tonmuster benachbarter Wörter verändern, sondern Kettenreaktionen auslösen, die auf weiter entfernte Wörter, ja auf die Tonmelodie ganzer Sätze übergreifen. Es war diese "Ver-

schwörung der Töne" in den afrikanische Sprachen, wie er es nannte, die John Goldsmith vor 15 Jahren dazu führte, das Grundaxiom der autosegmentalen Phonologie zu formulieren.⁵ Danach ist in Tonsprachen die Beziehung zwischen der segmentalen und der tonalen Komponente nicht innerhalb der Wortgrenzen fixiert. Vielmehr stehen sich die beiden Komponenten als quasi-autonome, zuerst ihren eigenen Gesetzmässigkeiten unterworfenen Grössen gegenüber und werden erst im nachhinein in ähnlich freier Weise miteinander assoziiert wie Text und Partitur bei der Komposition eines Musikstücks. Man mag mit dem autosegmentalen Ansatz einiggehen oder nicht, Tatsache ist, dass diese nicht-lineare Konzeption der Phonologie ihren entscheidenden Impuls der afrikanistischen Tonforschung verdankt, sich aber nicht nur auf diese, sondern weltweit auf die gesamte phonologische Forschung befruchtend ausgewirkt hat, und dies keineswegs nur im Bereich der Tonsprachenproblematik.

Soweit, so gut. Das Studium von Sprachen, die das tonale Element gleich stark oder gar stärker "betonen" als das segmentale, bringt also "unserer" Wissenschaft wertvolle neue Gesichtspunkte. Aber ist denn die Frage nach dem Nutzen in dieser Form überhaupt richtig gestellt? Was bedeutet die wissenschaftliche Beschäftigung mit *Phantomtönen* für die afrikanische *Wirklichkeit* und für die Bewältigung der vielschichtigen Sprachprobleme der Nationen Schwarzafrikas? Was bringt die vor allem in den USA florierende Zunft von Nur-Tonologen einem Kontinent, der hinsichtlich

⁵ J. Goldsmith (1975) .

der Entwicklung seiner eigenen Sprachen in einer Lage ist, die in mancher Hinsicht mit der Europas im 16. Jahrhundert oder der Balkanländer im 19. Jahrhundert vergleichbar ist? Die Frage der Legitimation unseres wissenschaftlichen Tuns darf in unserem Zusammenhang nicht übergangen werden.

Einmal scheint mir wichtig, dass zwischen notwendiger Spezialisierung und einem quasi-enzyklopädischen Forschungsansatz, wie er für die europäische und vorab die deutsche Afrikanologie charakteristisch war und auch heute noch teilweise ist, ein gesundes Gleichgewicht erhalten bleibt.

Darüber hinaus sollte, wer sich für afrikanische Töne interessiert, auch heute bereit sein, sich z.B. mit den praktischen Problemen der Verschriftlichung und der Alphabetisierung zu befassen. Das hat sich seit Crowther und Christaller nur insofern geändert, als Theorie und Praxis der Afrika-Linguistik grundsätzlich unter dem Vorzeichen der Forschungszusammenarbeit betrieben werden sollten. Ich konnte mir dafür keinen besseren Beleg wünschen als die Tatsache, dass mir während der Vorbereitung dieser Vorlesung eine auf der Grundlage der nationalen Orthographiekonvention der Elfenbeinküste entwickelte Lesefibel für Neuleser einer afrikanischen Tonsprache zugesandt wurde, mit der Bitte, die darin verwendete Lernmethode zum Lesen und Schreiben freier Töne zu begutachten.

Vertauschen wir jetzt das Fernrohr mit dem Mikroskop und sehen wir uns einen Satz eines Sprechers der Ihnen nun schon ein wenig vertrauten Ween-Sprache etwas näher an. Ich

will versuchen, Ihnen anhand dieser winzigen Gesteinsprobe, etwas von der Tektonik des Gebirges klarzumachen, dem sie entnommen ist. Der Satz - Nr. (1) in *Tabelle 2* (s. unten) - lautet:

mànzí. ló leng. wō-ìì loō láà la o

Er bedeutet: "Das Gerät läuft." Er wurde bei folgendem Anlass geäußert: Der alte Dorfcchef ist auf die Bitte des europäischen Linguisten in der Palaverhütte erschienen, um Sprichwörter zu erklären. Statt gleich damit anzufangen, fährt er fort, mit den ihn begleitenden Notabeln Dorfangelegenheiten zu diskutieren. Der einheimische Mitarbeiter des Linguisten, ein junger Mann aus einem Nachbardorf,

POS.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11		
(1)	mànzí.	lò	leng.	wō	ìì	loō	láà	la	o			"Das Gerät läuft"	
	Gerät	? gehen	?	?	tun	PROG.	?	?	?	?			
(2)	mànzí.	ké	lò	-----			ìì	-----				"Das Gerät läuft"	
(3)	mànzí.	á	lò	-----			ìì	-----				"Das Gerät läuft NICHT"	
(4)	mànzí.	lò	leng.	wō	ìì	loō	láà	la	o			"Das Gerät lief damals."	
(5)	mànzí.	lò	gwεε	gá	-----			loō	-----		la	o	"Das Gerät läuft mit STEINEN (= mit Batterien)."

Tabelle 2: PARTIKELN im WEEN

macht die Dorfoberhäupter darauf aufmerksam, dass das Tonbandgerät läuft, ein Umstand, der ihnen offenbar entgangen ist. Die Absicht der Äusserung ist direktiv. Die Adressaten sollen von dem laufenden Gerät Notiz nehmen und ihr Verhalten diesem Umstand anpassen. Der Sprecher setzt voraus, dass es nicht in ihrem Interesse sein kann, wenn ihre Meinungen zur Dorfpolitik auf Tonband verewigt werden.

Zerlegen wir die Äusserung des jungen Mannes in ihre kleinsten bedeutungstragenden Elemente, sogenannte *Morpheme*.

Zunächst springt die Zahl dieser Elemente ins Auge. Wo das Deutsche mit vier Morphemen auskommt - dem Artikel *das*, dem Wort *Gerät*, dem Stamm *lauf-* und der Endung *-t* - ergibt das Durchnumerieren der Morpheme im *Ween* von links nach rechts nicht weniger als die elf über dem Satz angezeigten Positionen.

Mànzi, in Position 1, ist vom französischen *machine* entlehnt und bedeutet "Gerät". Dass *ló*, Position 3, "gehen, laufen" und *wō*, Position 6, "machen, tun" heisst, ist ebenfalls leicht in Erfahrung zu bringen. Die Verb-Endung *-ìí*, Position 7, erscheint immer dann, wenn die Realisierung des im Satz ausgedrückten Vorgangs mit dem Zeitpunkt der Rede zusammenfällt. *wō-ìí* drückt also etwas Ähnliches aus wie im Englischen die progressive Gegenwartsform *is doing*.

Was aber sollen die sieben übrigen Partikeln? Frage ich einen Einheimischen mit französischer Schulbildung nach ihrer Bedeutung, dann wird er bestenfalls, um seine Verlegenheit zu verbergen, etwas von *politesse* murmeln.

Hätte sich der junge Mann nicht mit weniger Aufwand ausdrücken können? Z.B. mit Satz (2), der wie der deutsche Satz mit vier Morphemen auskommt und nach der Übersetzung zu urteilen dasselbe bedeutet? Macht der Sprecher mit dem Partikelschwall nur seiner Erregung Luft? Wird hier vielleicht eine der Konversationsmaximen übertreten, wie sie der amerikanische Philosoph Grice vor zwanzig Jahren mit so nachhaltiger Wirkung auf die linguistische Gesprächsforschung formulierte? Vielleicht die Untermaxime *Be brief* "Fasse dich kurz"? Oder - um grundsätzlicher zu fragen - spiegeln jene Konversationspostulate und die daraus abgeleiteten Regeln der Interpretation von Gesprächen Verhaltensnormen des Kulturkreises wider, in dem sie formuliert wurden, und gelten im traditionellen Afrika, etwa im Rahmen eines Palavers, überhaupt andere Regeln der verbalen Kooperation? Dafür, dass das der Fall sein könnte, sprechen z.B. das für Palaver kennzeichnende hohe Mass an Diskurs-Redundanz - eine Vorbedingung zur Konsensusherstellung -, ferner die Verschlüsselung als Kriterium der autoritativen Rede.

Da wir jedoch im Rahmen dieser Vorlesung den Grice'schen Maximen - und namentlich der erwähnten Untermaxime - verpflichtet bleiben, begnügen wir uns mit folgendem analytischen Befund zu unserem Satz:

1. Der mit der Partikel *ké* gebildete Satz Nr. (2) ist am Schreibtisch leicht zu bekommen, aber in der realen Gesprächssituation selten zu hören. Ein Beispiel: Wir sitzen vor dem Haus. Ein Mädchen kommt herbeigerannt und ruft: *mee ké zé* "Es ist eine Schlange hier". Die Mitteilung trifft

uns völlig unvorbereitet und knüpft an kein durch die aktuelle Situation vorgegebenes Thema an. Durch das, wie man sagen könnte, thetische⁶ *ké* wird eine neue Situation gesetzt.

2. Ein paar einfache Weglass- und Ersatzproben - deren Detail ich Ihnen ersparen kann - zeigen, dass die Partikeln der Äusserung (1) nicht kunterbunt in den Satz eingestreut sind wie der Pfeffer in die Sauce, sondern in festen Beziehungen zueinander und zum Äusserungsganzen stehen.

Als Angelpunkt erweist sich der freie hohe Mittelton in Position 5. In der Gefahr, in der sich die Dorfältesten nach Meinung des Sprechers befinden, ist nicht das Gerät als solches von Bedeutung, sondern nur dessen gegenwärtiger Zustand, die Tatsache, dass es läuft. Der Schwerpunkt der Mitteilung, ihr Fokus, liegt darum auf dem Verb *ló*, das diesen Zustand benennt. Der freie hohe Mittelton in Position 5 dient der Kennzeichnung dieses Fokus.

Der Fokuston ist nicht mit der Partikel *ké* in der thetischen Äusserung (2) in *Tabelle 2* vereinbar. Er fordert statt dessen in Position 2 einen freien Ton. Dieser wiederum hängt mit dem Morphem in Position 7 zusammen: Setzt man z.B. die Äusserung in die erzählende Vergangenheit, erhält man Äusserung (4): Anstelle der Progressiv-Endung hat man in Position 7 den freien hohen Mittelton, und in Position 2 erscheint anstelle des freien Tieftons ein freier Hochton.

⁶ Vgl. dazu H.J. Sasse (1987).

Weiter: Das fokussierte Verb kann nicht gleichzeitig konjugiert werden. Darum wird es in die Objektstellung, Position 3, verschoben, und an seiner Stelle übernimmt das Hilfsverb *wo* die Funktion des konjugierten Verbs.⁷ Verschiebt sich der Fokus hinter das Verb wie in Äusserung (5) - angenommen ist eine Situation, in der das Mittel, das Gerät zum Laufen zu bringen, in Frage steht -, so erhält das Verb einen tiefen Ersatzton.

Die Adverbialpartikel *leng* "tatsächlich", in Position 4 von Äusserung (1), ist fokusverstärkend und betont, dass etwas der Fall ist, von dem der Sprecher meint, der Gesprächspartner meine, es sei nicht der Fall.

Schliesslich ist auch die Partikel *la* in Position 10 vom Fokus abhängig. Genau genommen ist *la* die durch den Einfluss des nachfolgenden *o* abgewandelte Form der Partikel *le*. Dieses *le* wird im *Ween*-Diskurs so reichlich verwendet, dass man daran einen *Ween*-Sprecher unter den über sechzig Sprachgruppen der Elfenbeinküste mit ziemlicher Sicherheit erkennen kann. Da im *Ween* die Tonhöhen innerhalb der Rede konstant bleiben, das Ende eines Satzes also nicht wie im Hausa an der Senkung der Satzmelodie erkennbar ist, übernimmt die Partikel *le* diese Funktion. So zeigt sie etwa in Erzählungen den Abschluss einer Etappe des Geschehens an. Sie steht aber auch zu Beginn jedes Satzes, der die Handlung weiterführt. Die Partikel *le* alias *la* dient als eine Art mündliches Interpunktionszeichen, zur Einordnung von

⁷ Vgl. das Englische: *It's teach that he does for a living* (Quirk, Randolph et al., *A Grammar of Contemporary English*, London 1972. § 14.18.)

Äusserungen in einen Zusammenhang oder in eine aktuelle Situation.

Das ganze Geflecht voneinander abhängiger Partikeln hat also gesamthaft gesehen die Funktion, eine nicht-thetische Äusserung in die Situation zu integrieren, auf die sie sich bezieht und die sie modifiziert.

Wichtig ist nun dies: Wenn eine Äusserung nach der Absicht des Sprechers als Beitrag zu einer vorgegebenen Situation zu verstehen sein soll, dann muss sie formal mit den dafür vorgesehenen grammatischen Mitteln gekennzeichnet sein. Andernfalls riskiert man, schlicht und einfach nicht verstanden zu werden. Die Konstruktionen (1) und (2) in *Tabelle 2* sind also keineswegs beliebig auswechselbar.

Damit ist unsere Frage von vorhin zunächst beantwortet: Der junge Mann hat nicht zuviele Worte gemacht. Er hat nur die von der Situation geforderten Voraussetzungen erfüllt, damit seine kurze Rede von den Adressaten verstanden, d.h. in bekannte Gegebenheiten eingeordnet werden kann. Auch die Konversationslinguisten können aufatmen: Die Grice'schen Maximen scheinen - hier wenigstens - auch im afrikanischen Busch ihre Geltung zu behalten.

Als definitiv unhaltbar erweist sich allerdings die Zuordnung von Sprachen wie das Ween zum isolierenden Sprachtyp im Sinn der älteren Typologie. Sie unterscheiden sich vom sogenannten flektierenden Typ gewiss nicht durch die angebliche Armut an grammatischen Kategorien, auch wenn bei der Bildung grammatischer Paradigmen z.T. andere als die uns geläufigen Kategorien, z.B. der Fokus, im Vordergrund

stehen. Nicht nur der Fokus, auch die Kategorien der Zeit, des Modus und des Aspekts, die man gewöhnlich der Verbkonjugation zurechnet, sind in den Positionen 2 und 7 gleichzeitig, also nicht nur am Verb, ausgedrückt. Berücksichtigt man die multiple Fusion grammatischer Kategorien in der Position 2, ferner die Rolle der Ersatztonmuster und der freien Töne als bevorzugte Ausdrucksmittel dieser Kategorien, dann wird man durchaus von Flexion reden dürfen, jedoch, um den entscheidenden Unterschied zu europäischen Sprachen deutlich zu machen, sagen müssen: Was hier flektiert, sind nicht Wörter als konstituierende Teile des Satzes, sondern der Satz als Ganzes.

Ohne uns bei der räumlich-deiktischen Partikel *lǎǎ*, Position 9, aufzuhalten, die anzeigt, dass der im Satz ausgedrückte Vorgang sich in einiger Entfernung vom Sprecher abspielt⁸, lassen wir uns von den zwei verbleibenden Partikeln *loǒ* und *o*, Positionen 8 und 11, daran erinnern, dass menschliche Kommunikation nicht auf grammatische Kategorien reduzierbar ist.

Ohne diese beiden Partikeln hätten wir zwar auch wieder einen grammatisch korrekten und sogar verständlichen Satz. Aber Verständlichkeit allein genügt nicht. Die richtigen Töne ergeben auch in einer Tonsprache ohne den richtigen Ton die falsche Wirkung. Aber wie bringt man in einer Tonsprache zu all den richtigen Tönen auch noch den richtigen Ton zustande? Nun, diese Funktion übernimmt im *Ween* eine

⁸ *lǎǎ* lässt sich in dieser Verwendung als Satzmodalität etwa mit dem französischen *voilà* in *Le voilà qui tourne, l'appareil* vergleichen.

spezielle Klasse von in den Satz integrierten Partikeln - also nicht Interjektionen -, die beispielsweise Begeisterung, Ungeduld oder Ablehnung ausdrücken und sich von allen anderen Morphemen dadurch unterscheiden, dass ihre Stellung im Satz frei variieren kann.

Um Missverständnissen vorzubeugen, sei immerhin erwähnt, dass auch in einer afrikanischen Tonsprache keine besonderen Partikeln nötig sind, damit man merkt, wenn jemand z.B. schimpft. Ausweitung der Tonhöhenintervalle, beschleunigter Rhythmus und stärkere Intensität sind normale artikulatorische Korrelate eines Erregungszustands. Bei den fraglichen Partikeln geht es aber nicht um den Ausdruck von Stimmung und Temperament des Sprechers, sondern um die beabsichtigte Wirkung auf den Adressaten.

Ohne die Partikel *loõ* in Position 8 könnte die Äusserung (1) als beiläufige Feststellung verstanden werden. Mit *loõ* enthält sie eine vorwurfsvolle, auf die Unachtsamkeit der Dorfältesten gemünzte Nüance. Das scheint harmlos genug und durch die Umstände gerechtfertigt. Doch im traditionellen Afrika wird damit an ein Tabu gerührt, das es dem Jüngeren untersagt, den Älteren zu belehren, und das u.a. darin zum Ausdruck kommt, dass ein Jüngerer in Gegenwart Älterer keine Sprichwörter gebrauchen darf. Der mit der Partikel *loo* angetönte Vorwurf stellt eine mögliche Statusbedrohung dar, die an anderer Stelle entschärft werden muss.

Genau das leistet das kleine Wörtlein *o*, mit dem die Äusserung endet. Eine auf *o* endende Äusserung ist, wie einer meiner Informanten treffend sagte, ein Zwischending

zwischen Behauptung und Frage. Semantisch gesehen handelt es sich um eine Aussage, in pragmatischer Sicht jedoch definiert der Sprecher seine Rolle im Gespräch als die eines Fragenden, der dem Gesprächspartner das letzte und damit entscheidende Wort im Blick auf den zur Debatte stehenden Sachverhalt einräumt. In unserem Fall symbolisiert die Schlusspartikel mit der Selbstzuweisung der Rolle der zweiten Geige im Gespräch zugleich den Abstand zur eigenen Aussage und die Wahrung des sozialen Abstands zum Adressaten und hebt damit die aufgrund des $lo\bar{o}$ mögliche Unterstellung der Anmassung auf.

Es zeigt sich also, dass die Komplexität der Äusserung proportional ist zur Komplexität der kommunikativen Leistung, die der junge Mann in der aktuellen Situation und im vorgegebenen sozio-kulturellen Kontext mit den ihm verfügbaren sprachlichen Mitteln zu erbringen hatte. Diese letzteren - d.h. die Elemente, die den Satz konstituieren - lassen sich drei funktional differenzierten Komponenten zuordnen, die in nicht-linearer Folge geordnet sind:

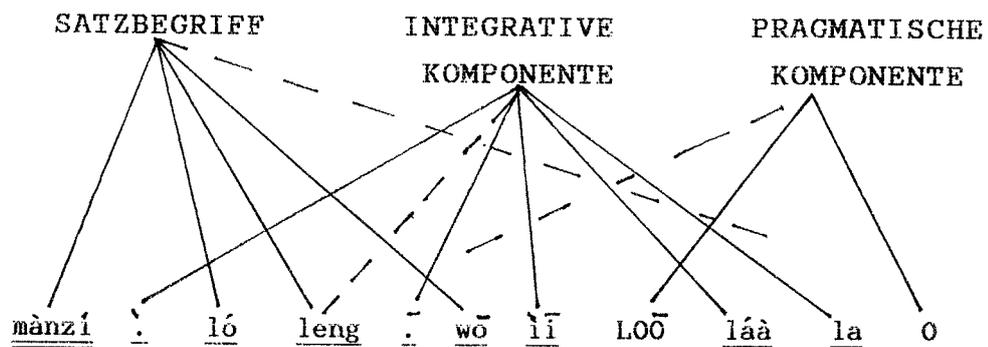


Tabelle 3: GRAMMATISCHE STRUKTUR eines WEEN-SATZES

1. Die lexikalische Komponente (doppelt unterstrichen) repräsentiert die "Idee", um die es im Satz geht, den sogenannten Satzbe⁹griff: *mànzí ... ló leng wō* - das tatsächliche Laufen des Geräts. Es ist bemerkenswert, dass im *Ween* von jedem noch so komplexen Satz der Satzbe⁹griff abstrahiert und, mittels einer Änderung des Verbtons, als selbständige Redeeinheit, wenn auch nicht als selbständiger Satz, verwendet werden kann.

2. Die integrative Komponente (einfach unterstrichen) bezeichnet den Modus der Einordnung des Satzbe⁹griffs in die Situation oder in den Textzusammenhang.

3. Die pragmatisch-interpersonale Komponente - durch Grossschreibung hervorgehoben - definiert den Status der Äusserung als Sprechakt im Rahmen der dialogalen Interaktion.

Die gestrichelten Linien deuten an, dass die Übereinstimmung zwischen den funktionalen Kategorien und den grammatischen Mitteln wohl als deutliche Spezialisierung der drei Komponenten das Bild beherrscht, aber andererseits Überschneidungen nicht ausschliesst.

Die Modellvorstellung einer Koartikulation funktional heterogener Komponenten, wie sie unsere kleine Sprachprobe nahelegt, kommt jenen Richtungen der allgemeinen Sprachwissenschaft entgegen, die sich vom Baukastenprinzip monolithischer Satzmodelle abwenden, bei dem die lineare Anordnung das vorrangige Kriterium liefert für den Aufbau grösserer Einheiten aus kleineren bzw. für die Erzeugung termi-

⁹ Vgl. dazu H.E. Brekle (1976); ferner Ch.J. Fillmore (1968).

naler Einheiten aus nichtterminalen. Die geschriebenen, vor allem aber die noch ungeschriebenen Grammatiken afrikanischer Sprachen - immerhin fast ein Drittel der Sprachen der Welt - stellen eine immense Quelle von Material zu dieser Art von Fragen dar, auf das eine allgemeine Sprachwissenschaft, wenn sie wirklich allgemein sein will, nicht verzichten darf. Voraussetzung für die Erschliessung dieser Reserven ist allerdings, dass die Sprachen Afrikas nicht nur, wie es öfter geschieht, als "Instant"-Testgelände für spezifische universalgrammatische Hypothesen benutzt, sondern aus der Sicht der ihnen eigenen Organisationsprinzipien zunächst einmal möglichst umfassend in optimal konsensfähigen Kategorien beschrieben werden.

Unsere Zeit unter der Palaverhütte ist abgelaufen. Doch wie lange wird es in Afrika noch Palaverhütten geben? Ich kann deshalb nicht umhin, nach der Tonologie und der grammatischen Typologie als dritten - in diesem Fall interdisziplinären - Forschungsschwerpunkt jene Einrichtung kurz zu erwähnen, die gleichzeitig das traditionelle Demokratieverständnis Afrikas verkörpert und als Hochschule der afrikanischen *ars orationis* gelten kann - eben das Palaver.

Kaum eine Institution Schwarzafrikas ist in der Kolonialzeit so konsequent nur durch die europäische Brille gesehen und darum auch in ihrem Wesen so radikal verkannt worden wie diese. Man kann *Palaver* definieren als das Gegenteil all dessen, was der geläufige, in diesem Missverständnis begründete Wortgebrauch suggeriert. Die Vorstellung eines end-, nutz- und ziellosen Geredes, die sich mit dem aus

dem Portugiesischen entlehnten Wort *Palaver* verbindet, hat mit der eingangs erwähnten eurozentrischen Optik viel, mit der afrikanischen Wirklichkeit aber so gut wie nichts zu tun. Gelegentlich findet man auch bei europäischen Gelehrten ein Echo dieser afrikanischen Wirklichkeit, so bei dem heute öfter zitierten Sprachwissenschaftler Georg von der Gabelentz, der sich 1891 in der Manier der Zeit fragt, ob das grammatische Phänomen der Nominalklassensysteme der Bantu mit deren Fähigkeit zur juristischen Haarspalterei in Verbindung zu bringen wäre. Er schreibt: "In der Ausbildung des Rechtes aber darf sich der Kaffernstamm mit viel höher stehenden Rassen messen. Die Bantu sind Rechtspedanten wie die Römer, prozesslustig und gewiegte Advokaten."¹⁰ Der eigentlich naheliegende Schluss, dass im afrikanischen Völkermosaik eine Vielzahl, wenn auch nur mündlich tradierte, so doch der klassischen Rhetorik Europas durchaus ebenbürtige Spielarten einer spezifisch afrikanischen Rhetorik zu finden sein müssten, ist meines Wissens bisher in der ethnolinguistischen Schule höchstens am Rande und von seiten der Text- und Interaktionslinguistik überhaupt noch nicht gezogen worden. Doch besteht für mich aufgrund eigener Beobachtungen kein Zweifel, dass dieser Schluss richtig ist. Eine allgemeine Sprachwissenschaft, die sich heute zumindest als Miterbin der klassischen Rhetorik verstehen möchte, müsste sich, will sie nicht einmal mehr der Provinzialität verfallen, um so ernsthafter für das Studium der primär im Rahmen des afrikanischen Palavers entwickelten

¹⁰ G. von der Gabelentz (1891), S. 401.

Hochform der Oralität interessieren, als sie damit zu gleicher Zeit eine *terra incognita* und einen versinkenden Kontinent betritt.

Um noch einem letzten möglichen Missverständnis vorzubeugen: Die heute im Rahmen einer diskursorientierten Linguistik betriebenen Disziplinen sind zwar theoretisch-beschreibend, nicht wie die klassische Rhetorik normativ-didaktisch ausgerichtet. Das heisst aber keineswegs, dass die Ausdehnung ihres Interesses auf die mündlich tradierten Diskurs- und Interaktionsstrukturen der Sprachgemeinschaften Afrikas ohne praktische Bedeutung wären. Denn das moderne Afrika ist keineswegs eine geschichtslose Grösse und ist ohne den Hintergrund seiner Sprachen und seiner oralen Kultur nicht zu verstehen. Aus einer laufenden Pilotstudie des Ghenter Swahili-Instituts zur afro-westlichen politischen Kommunikation anlässlich der Kongo-Krise der 60-er Jahre¹¹ wäre die Lehre zu ziehen, dass auch der aktuelle Nord-Süd-Dialog auf allen Ebenen sich an den vom Hintergrund des Palavers geprägten Präsuppositionen und Strategien verbalen Handelns orientieren müsste.

Es bleibt mir noch als Allerletztes die Rehabilitierung der lateinischen Buchstaben, die mein Plädoyer zugunsten der afrikanischen Töne zu Unrecht in ein schiefes Licht gerückt haben könnte. Ich will das tun mit dem Zitat von Plinius dem Älteren: *Ex Africa semper aliquid novi*. Aus Afrika kommt immer etwas Neues.

¹¹ Ian Blommaert, *Kiswahili political style and North-South Dialogue*, Projekt des Seminars für Swahili der staatlichen Universität von Ghent.

ZITIERTE LITERATUR

- Brekke, H.E. 1976, *Generative Satzsemantik und transformationelle Syntax im System der englischen Nominalkomposition*, München.
- Christaller, Johann G. 1893, *Die Töne der Neger-Sprachen und ihre Bezeichnung*, Basel.
- Fillmore, Ch.J. 1968, "The Case for Case" in: *Universals in Linguistic Theory*, Hrsg. E. Bach, R.T. Harms. New York.
- Gabelentz, Georg von der 1891, *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*, Leipzig.
- J. Goldsmith, "Tone Melodies and the Autosegment" in *Proceedings of the Sixth Conference on African Linguistics* (= Ohio State University Working Papers in Linguistics 20) 1975. 135-147.
- Hair, P.E.H. 1967, *The Early Study of Nigerian Languages* (= *West African Language Monographs* 7), Cambridge.
- Hyman, Larry M. 1975, *Phonology: theory and analysis*. New York.
- Jungraithmayr, Herrmann 1987, *Was ist 'primitiv'? Zum Stand der Sprachgeschichtsforschung in Afrika* (= *Sitzungsberichte der wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main*, Band 23/5, Wiesbaden.
- Jungraithmayr, Herrmann & Wilhelm J.G. Möhlig (Hrsg.) 1983, *Lexikon der Afrikanistik*, Berlin.
- Sasse, H.J. 1987, "Thethetic/categorical distinction revisited", *Linguistics* 25/3, 511-580.
- Steinthal, Heymann 1867, *Die Mande-Neger-Sprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet*, Berlin 1867.
- Welmers, William E. 1973, *African Language Structures*, Berkeley.

In der Reihe ASAS sind bis jetzt erschienen:

1. BISANG, Walter (1985) Das chinesische Pidgin-Englisch: Ein bilinguales Pidgin im Spannungsfeld von Superstrat, Substrat und eigener Kreativität.
2. HESS, Michael (1985) About the role of control information in natural language question answering systems.
3. HESS, Michael (1985) How does natural language quantify?
4. HESS, Michael (1986) Programmieren in Logik. Eine elementare Einführung in die Programmiersprache Prolog.
5. BISANG, Walter (1986) Die Verb-Serialisierung im Jabêm. / GRÜNINGER, Beat (1986) Verbalerweiterungen mittels Partikeln im Jabêm.
6. RINDERKNECHT, Peter (1986) Zweisprachiger Index zu "Mythen und Erzählungen" in der Tuna-Sprache (Tolai).
7. GRETTLER, Sarah (1987) Die verbale Kategorie Evidenz im Albanischen und Türkischen.
8. BISANG, Walter (1988) Hmong-Texte. Eine Auswahl mit Interlinearübersetzung aus Jean Mottin, Contes et légendes hmong blanc (Bangkok: Don Bosco 1980).
9. BICKEL, Balthasar (1989) Typologische Grundlagen der Gliedsatzverkettung. / SUTER, Edgar (1989) Satzverbindung im Kâte.
10. BEARTH, Thomas (1989) Parasitäre Töne, Partikeln und Palaver - Was leistet die Erforschung der Sprachen Schwarzafrikas für die allgemeine Sprachwissenschaft?

In der Reihe ASAS sind bis jetzt erschienen:

1. BISANG, Walter (1985) Das chinesische Pidgin-Englisch: Ein bilinguales Pidgin im Spannungsfeld von Superstrat, Substrat und eigener Kreativität.
2. HESS, Michael (1985) About the role of control information in natural language question answering systems.
3. HESS, Michael (1985) How does natural language quantify?
4. HESS, Michael (1986) Programmieren in Logik. Eine elementare Einführung in die Programmiersprache Prolog.
5. BISANG, Walter (1986) Die Verb-Serialisierung im Jabêm. / GRÜNINGER, Beat (1986) Verbalerweiterungen mittels Partikeln im Jabêm.
6. RINDERKNECHT, Peter (1986) Zweisprachiger Index zu "Mythen und Erzählungen" in der Tuna-Sprache (Tolai).
7. GRETTLER, Sarah (1987) Die verbale Kategorie Evidenz im Albanischen und Türkischen.
8. BISANG, Walter (1988) Hmong-Texte. Eine Auswahl mit Interlinearübersetzung aus Jean Mottin, Contes et légendes hmong blanc (Bangkok: Don Bosco 1980).
9. BICKEL, Balthasar (1989) Typologische Grundlagen der Gliedsatzverkettung. / SUTER, Edgar (1989) Satzverbindung im Kâte.
10. BEARTH, Thomas (1989) Parasitäre Töne, Partikeln und Palaver - Was leistet die Erforschung der Sprachen Schwarzafrikas für die allgemeine Sprachwissenschaft?